

**summer school 2008 – Diskussionsmaterial zum Bereich
Tertiäre Bildung**

Ulrich Grothus, *Forschung & Lehre*, Nr. 9/2008

„Amerika, hast Du es besser?“

**Hochschulen in USA und Deutschland: Gemeinsame Probleme,
überraschende Ähnlichkeiten, gewichtige Unterschiede**

„Amerika, du hast es besser“ – das ist der Refrain vieler hochschulpolitischen Diskussionen in Deutschland. Sicher haben die USA, nach welchen Rankings und Kriterien auch immer, viele der weltbesten Hochschulen. Unzweifelhaft steht das Land weiter im Mittelpunkt des internationalen Wissenschaftssystems. Da ist es kein Wunder, dass man bei uns, manchmal ängstlich, manchmal ehrgeizig nach „benchmarks“ oder Vorbildern jenseits des Atlantik schaut. Wenn der Blick dabei nur auf Spitzenhochschulen wie Harvard, Stanford oder das MIT fällt, löst der Vergleich aber angesichts von deren überreichen Ressourcen eher Depressionen aus als Wetteifer. Wahrscheinlich können deutsche Hochschulen von guten staatlichen Universitäten in den USA mehr lernen.

Kritisch oder begeistert beziehen sich viele Diskussionen bei uns auf ein „anglo-amerikanisches“ Hochschulsystem, in dem sich wohl weder britische noch amerikanische Hochschulen wiedererkennen würden. Bei näherer Betrachtung gibt es zwischen den USA und Deutschland manche überraschenden Gemeinsamkeiten, aber auch gravierende Unterschiede, allgemein bekannte wie gern übersehene.

In den USA ist die Massenuniversität mit hoher Bildungsbeteiligung zwei bis drei Jahrzehnte älter als in Deutschland. Trotzdem sind auch dort eine Reihe der damit verbundenen Probleme nicht gelöst, ein Zeichen dafür, dass es Patentrezepte für bildungspolitische Herausforderungen wahrscheinlich nicht gibt. Die Regelstudienzeit wird hier wie dort um rund die Hälfte überschritten; etwa ein Drittel der

Studienanfänger erreicht nie einen Studienabschluss.

Nur 57,1 Prozent der Studenten, die 1999 ein Vollzeitstudium mit dem Ziel eines Bachelor-Abschlusses aufgenommen hatten, hatten diesen Abschluss sechs Jahre später erreicht; nach der Regelstudienzeit von vier Jahren sind es gerade ein gutes Drittel. An den gemeinnützigen Privathochschulen liegt die Graduierungsrate nach sechs Jahren mit 64 Prozent etwas höher als im Durchschnitt, im jüngeren „for profit“-Sektor dagegen mit 29 Prozent dramatisch niedriger als an den staatlichen Hochschulen (54 Prozent).

Die Studiendauer bis zu einem erfolgreichen Abschluss des nominell vierjährigen Bachelor-Studiums beträgt an öffentlichen Hochschulen im Median 6,2 Jahre, an privaten 5,3 Jahre. An absoluten Spitzenhochschulen wie Princeton oder Harvard sind über 95 Prozent der Studenten in sechs Jahren fertig, aber schon in Berkeley oder UCLA sinkt der Prozentsatz unter 90 Prozent; ab Rangplatz 60 werden 75 Prozent kaum je übertroffen.

Die Dauer des Promotionsstudiums, das in USA meist ohne vorhergehendes Masterstudium aufgenommen wird, beträgt durchschnittlich 7,5 Jahre; das Durchschnittsalter der Absolventen liegt mit 33,3 Jahren etwas höher als in Deutschland (32,8 Jahre). Zehn Jahre nach Beginn des Promotionsstudiums haben in USA 56,6 Prozent der Kandidaten tatsächlich einen PhD erworben.

In Deutschland wie in den USA haben Kinder aus wohlhabenden und gebildeten Familien bessere Chancen beim Hochschulzugang, doch ist die Überrepräsentanz von Akademikerkindern in Deutschland noch höher: Bei den USA sind sie um 76 Prozent stärker vertreten, als dem Akademikeranteil in der Vätergeneration entsprechen würde, bei uns sogar um 131 Prozent.

In den USA kommt der Bund für einen größeren Anteil auf, weil sich die Einzelstaaten die nationalen Forschungsorganisationen nicht mit finanzieren.

Deutschland und USA geben zwischen 2,5 Prozent und 2,7 Prozent ihres Bruttoinlandsprodukts für Forschung und Entwicklung (FuE) aus. Auch der Forschungsoutput der beiden Wissenschaftssysteme (einschließlich der in Deutschland viel gewichtigeren außeruniversitären öffentlichen Forschungsinstitute) ist einigermaßen proportional: die deutsche Forschung produzierte 2005 8,4 Prozent der im Science Citation Index erfassten Publikationen, die USA kamen

mit viereinhalb mal soviel FuE-Ausgaben für 30,8 Prozent der SCI-Einträge auf.

Auch die „Betreuungsrelation“, also das Verhältnis von Studenten und wissenschaftlichem Personal ist ähnlich: An deutschen Hochschulen kommen laut OECD-Statistik auf einen Wissenschaftler gut 12 Studenten, in USA knapp 16. Aber ein erster großer struktureller Unterschied ist nur einen kleinen Schritt entfernt: die Personalstruktur. Knapp die Hälfte des wissenschaftlichen Personals an US-Hochschulen sind Professoren, davon etwa ein Drittel Assistant Professors, die noch keine Dauerstelle haben, meist aber auf einem „tenure track“ sind, an dessen Ende bei positiver Evaluation die Festeinstellung steht. In Deutschland sind dagegen nicht einmal ein Viertel der Wissenschaftler an Hochschulen Professoren, und deutsche Nachwuchswissenschaftler sind in einem Lebensalter, in dem ihre amerikanischen Kollegen bereits die erste (Assistant) Professur bekleiden, in der Regel Assistenten mit befristeten Arbeitsverträgen – und wenig oder keiner Lehrverpflichtung.

Andererseits entfällt in den amerikanischen Hochschulen ein großer Teil der Lehre auf Teilzeitkräfte, die wenig Chancen haben, auf eine feste Dauerstelle zu gelangen: Insgesamt ist der Anteil dieser Teilzeitkräfte in den letzten 20 Jahren von einem Drittel auf fast die Hälfte gestiegen.

An den Forschungsuniversitäten beträgt er aber nur ein Viertel; dafür tragen dort Doktoranden als „teaching assistants“ einen erheblichen Teil der Lehre. Während an den Forschungsuniversitäten nur ein gutes Viertel der Studenten eingeschrieben ist, arbeitet dort fast die Hälfte des wissenschaftlichen Vollzeitpersonals. Insgesamt beträgt in diesem Sektor, der am ehesten mit den deutschen Universitäten zu vergleichen ist, das Verhältnis von wissenschaftlichem Personal zu Studierenden 1 zu 13 (an deutschen Unis 1 zu 10). Die im Vergleich überraschend gute statistische „Betreuungsrelation“ an deutschen Universitäten ergibt sich zu einem Gutteil daraus, dass viele wissenschaftliche Mitarbeiter mitgezählt werden, die nicht (selbständig) lehren.

Ein weiterer grundlegender Unterschied betrifft das Verhältnis von Hochschulen und Beschäftigungssystem. Etwa die Hälfte des Undergraduate-Studiums entfällt auf allgemeinbildende Lehrveranstaltungen, die keinen unmittelbaren Bezug zum Hauptfach („major“) haben. Die relativ schwache Spezialisierung im Erststudium wird in der Regel auch nicht durch anschließende Aufbaustudien kompensiert.

Vielmehr geht die weit überwiegende Zahl der Bachelor-Absolventen in den Beruf, und nur eine Minderheit kehrt an die Hochschule zurück, um einen höheren Grad zu erwerben. Von den Bachelor-Absolventen des Jahrgangs 1992/93 hatten zehn Jahre später nur 26 Prozent einen weiteren akademischen Grad erworben, meist einen Master (20 Prozent) oder einen „first-professional degree“ in Fächern wie Jura oder Medizin, die in Nordamerika nicht als Undergraduate-Studiengänge angeboten werden. Die Vervollständigung der Berufsqualifizierung fällt damit in einem viel größeren Maße als in Deutschland den Unternehmen und Institutionen zu, in denen die Absolventen arbeiten.

Während in Deutschland für viele Berufe außerhalb des Hochschulsystems ausgebildet wird, erfüllen in den USA diese Aufgabe zweijährige Studiengänge an Community Colleges. Diese machen knapp 40 Prozent des amerikanischen Hochschulsystems aus. Nur etwa ein Drittel von deren Studenten erwirbt je einen „Associate“-Grad, die meisten streben in praktische Berufe.

Insgesamt ist das amerikanische Hochschulsystem ausdifferenzierter als das deutsche, wo der Großteil der Studenten an zwei Hochschularten – Universitäten und Fachhochschulen – eingeschrieben ist. Die gängige Carnegie-Klassifizierung unterscheidet sechs „Basis“-Kategorien, die wiederum nach Größe, fachlicher Breite und studentischer Klientel untergliedert sind. Auf die 282 Forschungsuniversitäten, zu denen die in Deutschland bekanntesten Hochschulen gehören (und viele, von denen noch kaum jemand gehört hat), entfallen 4,9 Millionen Studenten, 28 Prozent der Gesamtzahl. Die gängigen Rankings, vor allem von „U.S. News & World Report“, beziehen sich auf jeweils einzelne Hochschultypen, z.B. nationale (Forschungs-) Universitäten, Undergraduate Colleges, Master-Universitäten mit regionaler Ausstrahlung usw. Dabei sind die führenden Colleges nach Maßstäben wie den Testergebnissen ihrer Studienanfänger oder den Studienabschlüssen in der Regelstudienzeit genauso gut wie die angesehensten Forschungsuniversitäten. Die Reputation der Hochschulen und die Berufsaussichten der Absolventen hängen also mindestens ebenso stark vom relativen Platz innerhalb einer Kategorie wie von der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Institutionstyp ab.

Die Bedeutung privater Hochschulen gehört zu den auffälligsten Unterschieden zwischen den beiden Systemen. Dabei entfallen aber auch in USA 74 Prozent der

Studenten auf staatliche Hochschulen (selbst wenn man die fast durchweg öffentlichen Community Colleges abzieht, sind es noch 62 Prozent). Da die staatlichen Universitäten für „Landeskinder“ stark ermäßigte Gebühren erheben (und zum Ausgleich dafür von den Steuerzahlern des Einzelstaates subventioniert werden), sind sie für Studenten aus einkommensschwachen Familien leichter zugänglich.

Freilich sind in der Spitzengruppe auch die öffentlichen Universitäten so selektiv, dass Studenten aus ärmeren Familien stark unterrepräsentiert sind. Ein Maßstab dafür ist der Anteil der Studenten mit Pell-Stipendien aus Bundesmitteln. Landesweit liegt der Anteil dieser Studenten, deren Eltern meist unter 35 000 Dollar verdienen, bei 29 Prozent. Von den 30 Spitzenuniversitäten liegen nur die Campi der University of California in Los Angeles und Berkeley mit 37 Prozent bzw. 31 Prozent über dem Durchschnitt, wohl wegen des hohen Anteils von Studenten aus armen, aber bildungsbeflissenen Familien asiatischer Herkunft. Dagegen kommen sowohl private Eliteuniversitäten wie Harvard, Stanford oder das MIT als auch ihre staatlichen Wettbewerber wie Michigan, Wisconsin und Georgia Tech nur auf Anteile zwischen 11 Prozent und 14 Prozent.

Der frappierendste (und vielleicht am schwersten aufzuholende) Unterschied zwischen deutschen und amerikanischen Hochschulen ist wohl die finanzielle Ausstattung. 2005 verfügten öffentliche Hochschulen mit vierjährigen Studiengängen (also ohne Community Colleges) über 26 000 Dollar pro Student, private sogar über 38 000 Dollar (jeweils ohne Einnahmen aus der Krankenversorgung). Deutschen Hochschulen standen im selben Jahr knapp 11 000 Euro pro Student zur Verfügung, nach Kaufkraftparitäten entspricht das etwa 12 000 Dollar. Ein Großteil des Unterschieds in der Ressourcenausstattung entfällt auf Studiengebühren, Spenden und Einnahmen aus (früherer gespendetem) Vermögen: Allein aus Studiengebühren nahmen öffentliche US-Hochschulen 2005 durchschnittlich 4 600 Dollar pro Student ein, private 12 000 Dollar.

Bei der Leitungsstruktur scheinen sich die deutschen Hochschulen jetzt dem amerikanischen Modell zu nähern: Die Universitätspräsidenten werden in den USA nicht von den Hochschulmitgliedern, sondern von einem externen Hochschulrat ernannt, dessen Mitglieder an öffentlichen Universitäten von der Staatsregierung berufen werden. An privaten Hochschulen werden sie meist aus den Reihen der Alumni und Spender gewonnen.

Und auch in den USA ist der Einfluss von Regierungen und Spendern mit der Ernennung des Unipräsidenten nicht zu Ende. Eben hat der Kongress ein neues Hochschulgesetz beschlossen, das nicht weniger als 1 150 Seiten umfasst. Freilich: Diese Regulierungswut berührt kaum den Kern der akademischen Autonomie: bei den wirklich wichtigen Entscheidungen über akademisches Profil, Berufungen und Studiengänge haben die Hochschulen weit gehende Freiheit.

Dieser Artikel beruht auf dem Bericht 2007 der DAAD-Außenstelle New York, zuerst veröffentlicht in: DAAD (Hrsg.): Berichte der Außenstellen 2007. Bonn 2008, S. 78 bis 102

Kontakt:

CAMPUS OF EXCELLENCE e.V.

Altstadt 29, D-95028 Hof/Saale

Fon +49.(0)92 81.9 72 09 32

Fax +49.(0)92 81.9 72 09 35

Mail info@campus-of-excellence.com

Internet www.campus-of-excellence.com